

Schulmann 1949



Die  
Hochwächter  
Blätter  
für heimatliche Art  
und Kunst

5. Jahrgang Nr. 9, September 1949 Verlag Paul Haupt, Bern



Aus einem Klumpen Lehm...

In der Töpferei Kohler in Schüpbach.



## Besuch in einer ländlichen Töpferei

P. W. Schnellmann, Bern

Schüpbach ist eines jener kleinen Dörfer, bei denen die Bahn nicht anhält. Das kleine Dorf lebt sein eigenes kleines Leben. Fleißig arbeitet seine Bevölkerung in den Häusern und auf den Feldern, und die Produkte dieser Arbeit verbinden das kleine Dorf mit dem übrigen Land.

Wir aber wollen heute die dortige Töpferwerkstatt besuchen. Es ist ein Besuch in einem der selten gewordenen Familienbetriebe, die den schweren Kampf bestanden, dem eine Heimtöpferei nach der andern zum Opfer fiel. So ist die Werkstatt der Familie Kohler die einzige, die in Schüpbach von acht Töpfereien übrigblieb.

Vater Kohler zeigt auf das Haus, welches etwa hundert Meter hinter dem heutigen Hauptgebäude liegt. „Das war unsere erste Werkstatt.“ Er sagt ganz selbstverständlich „unsere“, aber er kann uns nicht angeben, wann zum ersten Male der Fuß eines Kohler die Scheibe trieb. Er weiß auch nicht, wann das Haus erbaut wurde. Sicher ist nur, daß es sich um eines der ältesten Häuser in der Gegend handelt. Das aber wissen sie noch alle, wie es in den Krisenjahren schwer war, den Betrieb zu halten und an eine neue Zukunft des alten Handwerks zu glauben, während im eigenen Dorf und überall im Lande eine Werkstatt nach der andern geschlossen wurde.

Die Töpfer sind alles andere als Schwächlinge und von alters her daran gewöhnt, um ihr Leben und den Absatz ihrer Produkte zu kämpfen. Wird doch schon in der ersten erhaltenen Urkunde der stadtberniſchen Töpferzunft im Jahre 1550 darüber Klage geführt, daß so viele auswärtige Hafner irdenes Geschirre zum Verkauf brächten, so daß die einheimischen Töpfer „ihre Nahrung nit mehr gewinnen mögend und also das Brot vor dem Mund ihnen abgeſchnitten werde“. Als dann ein entsprechendes Schutzgesetz den auswärtigen Hafnern nur noch die Teilnahme am Marktbetrieb der Dienstage zu Ostern, Pfingsten, St. Martin und St. Luzien gestattete, kam es schon dreißig Jahre später zu einem neuen Hilferuf. Diesmal wurde festgestellt, daß nunmehr das Töpferhandwerk allzusehr überlaufen werde und man aufpassen müsse, nicht zu einem Warenangebot zu kommen, das in keinem Verhältnis mehr zur Nachfrage stände. Die Existenzkämpfe der Töpfer gehen durch die Jahrhunderte und wurzeln im Grunde immer in den gleichen Problemen, die auch heute noch aktuell sind. Es ist vielleicht ganz nützlich, etwas mehr über den Untergang der städtischen Töpferei zu wissen, bevor wir unseren Fuß in die Werkstatt Meister Kohlers in Schüpbach setzen. Wenn wir die Entwicklung des Handwerkes

überblicken, finden wir im Jahre 1765 siebenundzwanzig Töpfer, die ausgelernen Gesellen mitberechnet. Achtzig Jahre später sind es nur noch fünf Meister ohne Gesellen und Lehrlinge. Wir können sagen, daß das Töpferhandwerk um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts restlos aus der Stadt verschwunden ist.

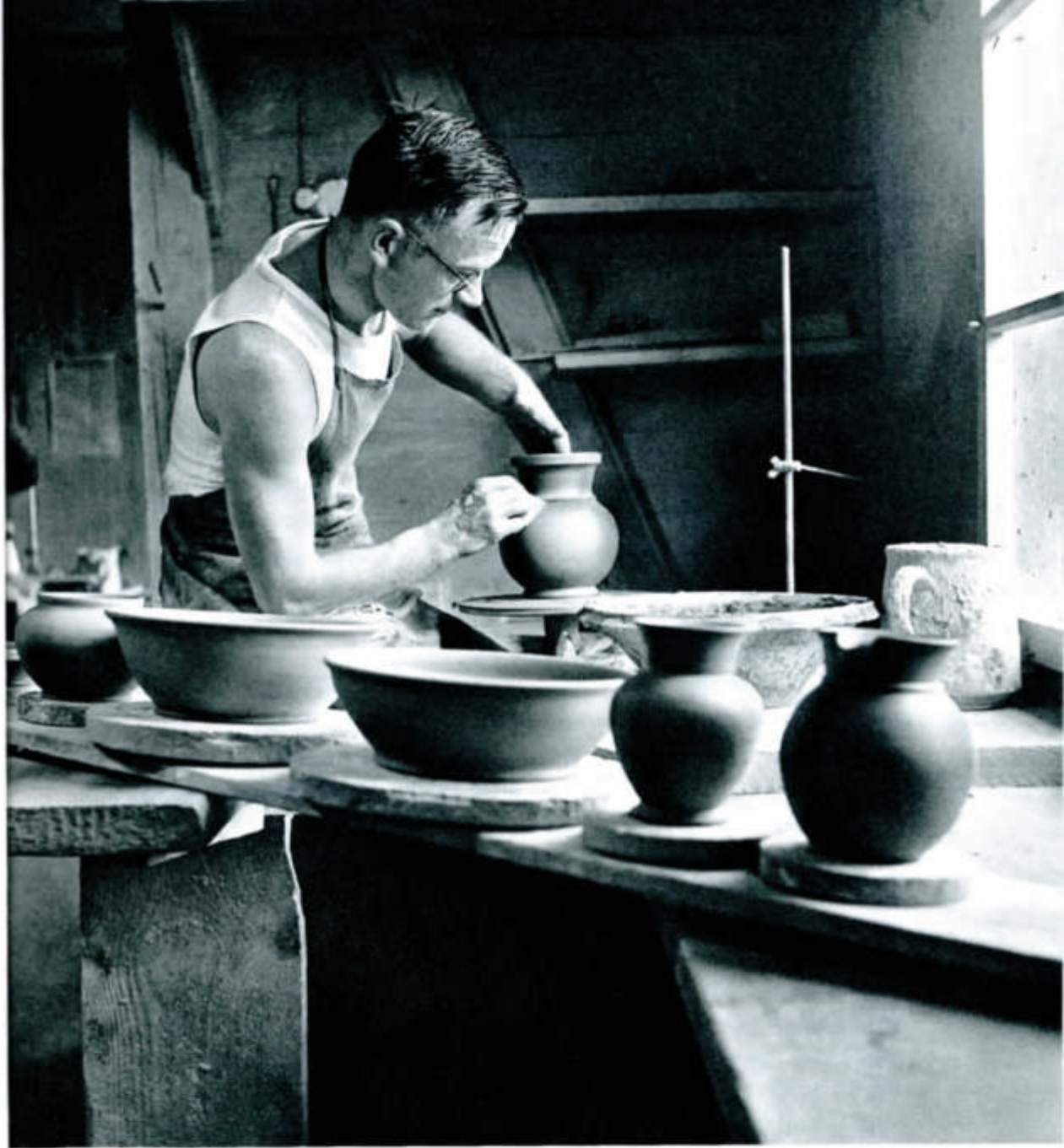
Zu Beginn des 18. Jahrhunderts trat das Porzellan seinen Siegeszug an. Nach der Entdeckung Böttchers wurden überall in Europa, vor allem in Frankreich, Holland und Deutschland, Porzellanmanufakturen gegründet. Allerdings war dieses Geschirr damals noch ein Privileg der Allerreichsten. Es wurde jedoch in hohem Grade beliebt, und es war denn weiter kein Wunder, daß neben den Porzellanmanufakturen auch die Fayencemanufakturen wie Pilze aus dem Boden schossen. Die Fayence wurde das „Porzellan“ der weniger begüterten Kreise.

Die Fayence verdankt ihre Ähnlichkeit mit dem Porzellan der Verwendung einer deckenden, weißen Zinnglasur. Dadurch wird der Herstellungsprozeß wesentlich komplizierter. Er ist praktisch nur in einer Manufaktur möglich, die über eine große Zahl qualifizierter Arbeitskräfte verfügt. Die Fayence verlangt zweimaliges Brennen, und ihre Qualität hängt hauptsächlich von der Güte der Glasur ab. Die Manufakturen stellen ihre Glasur selber her und können daher ihre Qualität an Musterbeispielen erproben. Der kleine Handwerker jedoch bezieht sie bereits fertig und kann mit einem Fehlbrand um den Ertrag vieler Arbeitstage gebracht werden. Die Töpfer der Städte konnten selbst mit den allergrößten Anstrengungen nicht konkurrenzfähig werden. Es kommt noch dazu, daß die Fayenceproduktion als freie Kunst betrachtet und an keine Handwerksordnung gebunden war. Diese Sonderstellung erwuchs aus der Tätigkeit der Fayencemaler, die man mit gutem Gewissen kaum noch Handwerker nennen konnte.

Während die Töpferei in den Städten zu Grunde getragen wurde, werden sich die Scheiben in Urgroßvater Kohlers Töpferwerkstatt zu Schüpbach recht munter gedreht haben. Denn während sich die Städter in ihrem Hang zur Vornehmheit auf die porzellanähnliche Fayence stürzten, blieb die Landbevölkerung dem alten Geschirr treu, und die Zentren der Heimtöpferei Heimberg-Steffisburg, Langnau, Bäriswil, Blankenburg und Pruntrut hatten wirklich nicht über Abfahmangel ihrer Produkte zu klagen. Es existieren in den Dokumenten von Heimberg aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts viele gerichtliche Entscheide und Strafanträge über verbotene Sonntagsarbeit, so daß wohl angenommen werden kann, daß die Werktage nicht ausreichten, um die vorhandenen Bestellungen auszuführen.







Links oben: Auf der Drehscheibe. Unten: Mit geübtem Auge werden in der  
Töpferei Kohler in Schüpbach die Formen geprüft. Oben: Die getrockneten  
Gefäße erhalten ihren letzten Schliff.

Aber nun haben wir wohl genug in der Vergangenheit gegraben. Wir wollen jetzt endlich in die Werkstatt der Familie Kohler eintreten und die Brücke zur Vergangenheit aus dem Anblick des Gegenwärtigen schlagen. Wir wollen dabei den gleichen Weg gehen, den auch der Ton zu gehen hat.

### Der Ton!

Das sind zunächst einmal zwei Haufen großer Erdschollen, die in der Erd- des angebauten Schopfes aufgeschichtet sind. Die blaugraue Erde kommt aus der Gegend von Sumiswald, die rotbraune von Herbligen bei Oberdießbach. Der Sumiswalder Ton allein wäre zu wenig fest und würde auf der Drehscheibe in sich zusammensinken. Außerdem ist er so fett, daß die Farben beim Trocknen vom Geschirre abspringen würden. Mit einem Zusatz von einem Drittel Herbliger Ton ergibt er einen guten, dauerhaften Werkstoff. Die Mischung und Reinigung erfolgt in Trommelmühlen, in denen Steine verschiedener Größe die Zerkleinerung der Erdbroden gründlich besorgen. In der Regel beziehen die ländlichen Töpfereien bereits den gebrauchsfertigen Ton, und die Familie Kohler würde es wohl ebenso halten, wenn sie nicht Gelegenheit gehabt hätte, eine ganze Aufbereitungsanlage von einer keramischen Fachschule zu übernehmen. Die Aufbereitung des Tones verlangt vor allem große Sorgfalt. Sie ist der komplizierteste Teil des ganzen Produktionsprozesses. Die alten Töpfer traten den Ton bei seiner Einlagerung im Keller mit den nackten Füßen.

Dann stehen wir

### a n d e r T ö p f e r s c h e i b e

und erleben ein altes Schauspiel, das niemals von seinem Reiz verliert. Auf der Handscheibe formt sich aus einem unförmigen Tonklumpen das Gefäß. Wie im Spiel gleiten die Hände über die graue Masse, die sich unter dem schwächsten Druck verändert, die sich in die Höhe reckt oder gegen die Breite ausbuchtet. Die Linien steigen und fallen und folgen dem Willen des Meisters. Hundertmal kann man dem Werden des Gefäßes zusehen, ohne müde zu werden, und selbst wenn wir es nicht bewußt aussprechen, so empfinden wir doch, daß im Schaffen des Töpfers eine göttliche Symbolik liegt. So mag Gott die Gestalt der Lebewesen geformt haben, und es hat schon eine gewisse Berechtigung, wenn ein alter Zunftspruch sagt: „Gott, der Schöpfer, war der erste Töpfer.“ Es hat sich nichts in der Arbeitsweise geändert. So wie sie da heute das Geschirre formen, form-

ten es die Vorfahren schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Einzig die Kraft der Füße, welche früher die Scheibe in Drehungen versetzte, wurde fast überall von einem elektrischen Motor ersetzt. Erst jahrelange Übung kann den Meister machen, der in einem Zug einen unförmigen Tonklumpen in ein ebenmäßiges Gefäß verwandelt.

Die fertig gedrehten Gefäße werden im Sommer vor die Tür und im Winter in eine warme Ecke der Werkstatt gestellt, bis sie „lederhart“ werden. Dann stellt man sie nochmals auf die Scheibe und „dreht sie ab“. Dieses Abdrehen gibt ihnen die endgültige Fassung. Sie werden geglättet, erhalten ihre Profile, Ausgüsse, Henkel und eventuell auch ihre Verzierungen. Nach einer weiteren, kurzen Trocknungszeit erhalten sie durch Übergießen mit einem dünnen Brei aus Erd- und Oxidsfarben ihre Grundierung. Auch für diese Beschäftigung braucht es viel Übung, da die Farbe sehr schnell trocknet und praktisch mit einer einzigen Handbewegung gleichmäßig über das Geschirr verteilt werden muß.

Jetzt ist das trockene Geschirr

### zum Bemalen bereit.

Die nächste Tür führt in das Reich der beiden Schwestern Kohler. Ich weiß, daß wir hier keine privaten Liebhabereien von Sonderlingen besuchen, sondern ein Gewerbe, das als Hüter bester handwerklicher Kultur einen kaum schätzbaren Wert besitzt. Inmitten einer Vielzahl von Farböpfen, Pinseln, Krügen, Tellern und Töpfen sind die beiden Schwestern emsig über ihre Arbeit gebeugt. Auf den Regalen reiht sich das mit Blumen, Ornamenten und Sprüchen bemalte Geschirr, blasser, unirdischer Farben, denen erst die Glut des Brennofens Leben und Leuchtkraft geben wird. Bertha Kohler malt aus der freien Hand mit dem Pinsel bunte Blumen und Blätter auf das grundierete Geschirr. Eine herrliche frauliche Arbeit, die neben aller Bindung an herkömmliche und übernommene Ornamentik der Phantasie genügend Spielraum läßt. Die Unterglasurmalerei ist wohl die einfachste Art, Geschirr zu bemalen. Womit jedoch ihr Wert auf keine Weise herabgesetzt werden soll. Es kommt auch hier darauf an, die Motive zu wählen, die sich mit der Form des Gegenstandes zu einem harmonischen Ganzen vereinigen können. Erna Kohler aber führt statt des Pinsels ein kleines Farbhörnli über das Geschirr. Es ist die Art der alten Langnauer Töpferei. Selten nur finden wir ein bernisches Bauernhaus, das seinerzeit nicht wenigstens ein oder zwei Stücke alt Langnauer Keramik unter seinem Dache beherbergte.

Die ersten Erzeugnisse der charakteristischen







Links oben: Unter dem heißen Überzug liegt eine dunkle Schicht, welche beim Klagen durch einen Metallrost zum Vorschein kommt. Die Töchter Kohler besitzen zum Dekorieren eine ausnehmend beschwingte Hand. Unten: Das Bemalen des Geschirrs mit Hörnli und Pinsel. Rechts oben: Vater Kohler vor dem elektrischen Brennofen.



## Langnauer Keramik

tauchen in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts auf. Zunächst erstreckt sie sich fast ausschließlich auf die Herstellung dickwandiger, wuchtiger Krüge, die gerne mit auf das Feld genommen werden, weil die Getränke in ihnen lange kühl oder warm bleiben. Die allgemeine Grundfarbe ist ein tiefes Braunschwarz oder ein schmutziges Grün. Die prächtigen Farben, mit denen die alten Meister ihre Erzeugnisse schmückten, sind noch nicht Mineral-, sondern Pflanzenfarben. Zwischen 1720 und 1750 liegt die Blütezeit der Langnauer Töpferei. Für die weit über das bernische Land verteilten Bauernhäuser entstehen bei den Töpfern Werke, deren Schönheit bis heute nicht mehr erreicht werden konnte. Niemals haben die Hafner den Grabstichel so sicher zu führen gewusst wie in jenen Tagen. Von seltenem Geschmack zeugen die Linien und die Farbzusammenstellungen. Von reinem Elfenbeingrund heben sich in kraftvollem, leuchtendem Grün, Gelb oder Braunrot die Ornamente und Zeichnungen ab.

Selbstverständlich wandeln sich auch hier die Formen im Laufe der Jahrhunderte. Es geht die Geschichte, daß die vornehme ausländische Kundschaft des damals weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten Naturheilarztes Schüpbach-Micheli die graziöse Mode in die bäuerliche Gegend Langnaus gebracht hätte. Es entstehen auf einmal an den Deckeln reizvolle, bis heute charakteristisch gebliebene Knöpfe. Sorgfältig und geschickt werden da Zwetschgen, Birnen, Granatäpfel, Zweige oder Vögel modelliert. Manchmal läuft ein dichter Blumen- und Blätterkranz um den ganzen oberen Rand. Oh, ihr rargewordenen Bauerntöpfer der bernischen Lande, ihr müßt euch eurer Vorfahren nicht schämen! Die konnten was in ihrem Gewerbe und besaßen einen Geschmack, der vielen Städten abging. Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts scheint dann aber doch die Walze der Zeit über die Langnauer Keramik hinweggehen zu wollen. Auf den Geschirrmärkten taucht auf einmal gleichartige Massenware auf, und die Produkte der Bauerntöpfereien verlieren ihre Kraft und Originalität in Form und Verzierung. Die Industrie verkündete eine neue Sachlichkeit, und die vielen Platten, Teller, Schüsseln und Krüge wandern als „alt und unmodern“ in die hintersten Schrankcken oder auf den Estrich.

Aber Großvater Kohler erinnert sich noch, wie dann auf einmal gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts der Antiquitätenhändler Jasselin aus Bern die Talschaften abgraste und überall in jüdischer Geschäftigkeit Pfannen, Mäuse- und

### Rattenfallen gegen alt Langnauer Geschirr

eintauschte. Ein Ausländer hatte das Einzigartige dieser Keramik erkannt. Der damalige belgische Gesandte in Bern, Minister Delfosse, kaufte die schönsten Stücke auf und nahm



sie dann später nach Brüssel mit. Es ist nicht ohne Tragikomik, daß der erste Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, Dr. Angst, viele Geschirre auf der Deljossischen Nachlassauktion erwerben mußte, um sie der Heimat zu erhalten. So können wir denn heute in Museen und privaten Sammlungen wieder die Arbeiten bewundern, in denen die Seele und das Denken unserer Vorfahren so wunderbaren Ausdruck findet. Hinter den warmen, lebensfrohen Tönen und den liebevoll und mutig angebrachten Verzierungen vermeinen wir noch immer die Herzen von Menschen schlagen zu hören, deren Körper längst wieder zu Erde geworden sind. Welche Dokumente könnten lebendiger vom Geist und vom Denken der Menschen künden als die kurzen Sprüche, welche die Hafner auf Platten und Zellern anbrachten? Sie zeugen von tiefer Religiosität, die sich nicht scheut, der „Frömmerei“ eines auszuweichen. Sie reden vom Essen und Trinken, geißeln schlechten, heuchlerischen Lebenswandel und überschütten Liebe und Ehe mit einem feinen, niemals verletzenden Spott. Gültige Lebensphilosophie für gestern, heute und morgen. Nehmen wir eine ganz kleine Auswahl aus den in die Hunderte gehenden Sprüchen, die das alt Langnauer Geschirr zieren.

Läb man übel oder wohl, dem Herengott man danken sohl.

Nim der Löffel bei dem Still, steck in das Näpfl und nim nit Viel.

Leiber will ich Leidig (ledig) Läben, als der Frau die Hosen gäben.

Trink ich aus so werd ich sohl — das ich über und über droh.

Wer andern Gutes Tuh und öfter damit prahlt — Erwartet keinen Lohn — er hat sich selbst bezahlt.

Wenn Reid und Haß Heu gäb wie das Gras, so hätten Kuh und Rinder hür einen guten Winter.

Schließen wir die Tür und lassen wir die beiden Schwestern allein mit ihrer Arbeit. Die Hammer Schlagshalen (so genannt, weil das dunkle Gelb durch eine Glasurmasse aus den Eisenspänen der Schmiede verursacht wird) müssen rechtzeitig fertig werden, damit sie der Gräbli Michel am Morgen seines fünfzigsten Geburtstages auf dem Sabentisch findet. Seine Söhne hatten den Gedanken und meinen, daß der Vater nicht schlecht staunen werde, wenn er da ein halbes Duzend Schalen findet, die das Familienwappen, seinen Namen und die Geburtszahl tragen.

Und Großvater Kohler? Hat der nun wirklich vor zwei Jahren — als er das Geschäft seinen Söhnen übergab — die Töpferei ganz und gar an den Nagel gehängt? Inter-



Arbeiten aus der Töpferei Kohler in Schupbach: Oben: Schön geformter Milchkrug und Tassen, handbemalt. Unten: Prunkvolle Platte, verziert in alt Langnauer Art (Formen mehrfach bemalt, umrißt). Rechts: Gelblich getönte Vase, Hintergrund braunsteinfarben.





pter in  
ermer  
emalt.  
iert in  
chrfar-  
schlich  
unlein-



esfiert er sich wirklich nur noch für seine zwei oder drei Zuharten Ackerboden? O nein, ihm klebt wohl der Ton nicht nur an den Händen, sondern auch am Herzen, und wenn lange Reihen Geschirr fertig sind, dann schichtet er alles sorgfältig

in den Brennofen hinein.

Hier beim Brennofen bedauert er den Fortschritt der elektrischen Heizung nicht. Er weiß, wie ihnen früher bei den Holzbrandöfen die Tränen in die Augen treten konnten, wenn ein Fehlbrand die ganze oder doch den größten Teil der Arbeit zunichte machte.

Zufrieden und glücklich leistet der alte Mann seine Arbeit und will sie keinem anderen überlassen.

Warum sie ausbieten? Warum sie an eine Zukunft glaubten? Der alte Mann zwinkert mich bei dieser Frage so vergnügt an, wie dies etwa ein Vater tun kann, den seine Kinder ausfragen, warum sich die Erde drehe oder die Menschen auf zwei Beinen gingen.

Die Kundschaft der Familie Kohler wohnt durchaus nicht nur auf dem Lande, wo vielleicht die Beziehungen zu den krafterfüllten Produkten größer wären. Auch der Städter hat eine neue Einstellung zur bäuerlichen Keramik gefunden. Vielleicht hat er es sogar am nötigsten, sich mit Dingen zu umgeben, aus denen ein starkes Bekenntnis zum natürlichen Leben strömt. Wo die Farben so heiter leuchten wie auf den Feldern oder in den Wäldern und wo die Form so fest und ruhig ist wie der Schritt des Landmanns auf der Erde. Auf dieser Erde, die nicht nur dem Töpfer den Rohstoff liefert, sondern in der auch die Kraftquellen der Menschen liegen.

Und nun hat unsere Wanderung ihr Ende gefunden. Wir stehen neben dem kleinen, blumengeschmückten Dorfbrunnen und blicken noch einmal zurück zu dem Bauernhaus, in dem wir eben lern- und wissbegieriger Gast gewesen sind. Hinter ihm können wir in der Dämmerung gerade noch jenen alten Bau erkennen, wo vor achtzig Jahren Urgroßvater Kohler erstmals den Ton formte, wo er auf seine Art ein Handwerk aufgriff, dessen Tradition nach Jahrtausenden zählt.

Haben wir schon alles gesagt? Ein Bild sollte noch Erwähnung finden. Das Bild des fünfjährigen Niklaus Kohler, der neben der Töpferscheibe auf einer niederen Bank sitzt und mit Gipsformen Tierfiguren drückt. Er macht sich, heute noch im Spiel, mit der Tatsache vertraut, daß der Ton der gestaltenden Hand des Menschen willig folgt. Einmal wird er an der Drehscheibe sitzen, einmal auch die Bürde der Verantwortung übernehmen und einmal so müde sein, daß er gerade noch den Brennofen bedienen kann. Gebe Gott, daß dieser Brennofen immer gefüllt sei mit Geschirren, die vor dem Auge und dem Gewissen der alten Meister bestehen können!